

Einiges Tages hat er getötet. Er erinnert sich ganz genau. Nur der Zusammenhang fehlt. Das Gesicht, der Ort, die Zeit. Er weiß, dass er getötet hat, wenn er jedoch erwacht, erscheint ihm alles wie ein Traum. Von einem Tag zum andern verwandelt sich der Traum. Er träumt, vergessen zu haben, dass er getötet hat. Beim Erwachen löst der Traum sich nicht auf. Verzweifelt versucht er, das zu erinnern, was sich ihm entzieht. Dann zeichnet das Bild eines Waldwegs sich ab, breit, ohne Fahrspuren von Lastwagen oder Kutschen, der zum Tatort führt. Nichts weiter. Dieses Stück Weg, wahrgenommen im Augenblick des Sichumwendens, erzeugt ein unaussprechliches Unwohlsein, bei dem sich Schlaf und Wachsein nicht mehr unterscheiden lassen. Die eingebilddete Wahrheit entzieht sich ihm. Er wagt nicht, sich davon zu überzeugen, dass alles ein Traum ist, da er nicht ausschließen kann, dass er es in ein Vergessen hinein verdrängt hat, dessen Gegenwart er spürt, wie ein Loch, das gefüllt sein will.

Im Lager und im Schützengraben umgeben ihn fünf Jahre lang andere Mörder, die nicht die mindeste Vorstellung davon haben, es zu sein. Sie haben bloß ihre Pflicht getan, mit mehr oder weniger Erfolg, ohne sich selbst töten zu lassen. Vielleicht sind sie verwundet worden, sogar schwer, aber Mörder, nein, sie sind sich nicht bewusst, dass

Weg zurück

Ein Soldat kehrt aus der Kriegsgefangenschaft in Frankreich im März 1920 in das Pfarrhaus zurück, in dem er aufgewachsen ist. Ein Vorabdruck aus dem Roman „Der eine Sohn“

Von G. H. H.



Illustration: Ker-Moser

sie es sind, sie haben vielleicht getötet, aber Mörder sind sie nicht. Doch er fühlt, dass er getötet hat, anderswo, in einem Wald anscheinend, ohne dass er mehr darüber wusste, ohne ein Gesicht zu sehen, ohne sich an den Augenblick zu erinnern, an den Grund, denn es braucht immer einen Grund, man hat eine Menge Gründe, wenn man tötet im Krieg, man braucht sich nicht zu rechtfertigen, auch wenn man auf das Töten hätte verzichten können, wenn man aus Wut getötet hat, aus Angst, aus Scham über das, was man vor dem Töten begangen hat, aus Angst, sich nicht erklären zu können, aus Feigheit. Ja, er erinnert sich an ein Gefühl der Feigheit. Hat er wirklich getötet, dann hat er es aus Feigheit getan, also leidet er noch mehr, er weiß, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach ein Feigling ist. Er ist ein Mann, also ist er ein Feigling, ein Schwächling, stark durch seine Schwächen, die ihn dazu gebracht haben, zu töten, aber wen? wann? wo? wie? warum? Diese Eingebung, ein Feigling zu sein, überzeugt ihn bei alledem nicht, sie ekelt ihn an, er braucht einen anderen Beweggrund. Er schläft ein, er wacht auf, der Traum kehrt wieder und kreist in seinem Hirn, und niemand würde ihm hier zuhören, im Lager, wo alle getötet haben und alle Träume haben können, die seinem ähneln. Aber sie sprechen nicht davon.

Viel später wird er seinem Sohn, der den Großvater, den Vater des Sohnes, der aus dem Lager zurückkehrt, nicht gekannt haben wird, er wird ihm sagen, das Lager, das Gefängnis, die Gefangenschaft sind schrecklicher gewesen als der Krieg selbst, was ich, sein Enkel, verstehen kann. Daher schreibe ich ihm einen Traum zu, der mich gequält hat wie die Träume, von denen die Gefangenen gefoltert worden sein müssen, die Soldaten, die Mörder, die in Albträume eintauchten, aus der Langweile entstanden, aus der Aufhebung jeder Tätigkeit, wenn sie Offiziere waren, Träume, geboren nach dem Ende des Kriegsalltags, der sie mitgeschleppt und verschluckt und ausgespuckt hatte, um eingefangen und in Sicherheit gebracht zu werden, weit weg von allen, alleingelassen mit ihren Wünschen und ihren Ängsten und unaussprechlichen, nicht zu beredenden Albträumen, deren Verrücktheit schon von einer verbotenen Wahrheit zeugt.

Der Soldat wird wach, als jemand an seiner Hose nestelt. Mit der Hand greift er in einen Haarschopf und öffnet die Augen. In der Stube riecht es nach Suppe. Die junge Frau setzt sich neben ihn auf das Bett und schaut ihn fragend an. Dann hält sie ihm den halbvollen Napf mit Suppe hin. Das ist für dich. Ich kann noch einmal gehen und sagen, dass ich viel Hunger habe, aber dann musst du mir etwas Geld mitgeben. Einen

Napf geben sie mir so, mehr nicht. Bestimmt haben sie auch nicht viel, sagt er, aber sie schüttelt den Kopf, nein, sie haben genug, es ist Gold im Haus, ich weiß es genau.

Der Soldat spürt, wie eine Gelegenheit ihn böse angrinst und seiner Geschichte eine Wendung geben könnte, die der Vater nicht vorausbedacht oder verantwortet hätte. Ihn fröstelt wieder, und er fragt, darf ich mich eine Weile bei dir ausruhen? Zieh dich aus, sagt sie, ich komm zu dir unter das Federbett. Schau mich nicht so an. Ihr Körper ist sparsam gebaut, ohne eckig zu wirken. Vor dem Krieg hätte sich niemand nach ihr umgesehen. Die Frauen waren überall gepolstert, und keiner konnte sie sich mager vorstellen, außer ihre Taille. Jetzt sind die Polster verschwunden. Die Blicke der Männer können weniger schwelgen, aber sie kommen der Wirklichkeit der Körper näher als früher. Der Soldat sieht kaum hin, da spürt er schon ihre Nähe. Das lässt er einfach so geschehen, weniger aus Müdigkeit, sondern weil er nicht mehr weiß, was nun zu tun ist. Diese Entscheidung nimmt sie ihm ab. Das ist kein Traum, ganz im Gegenteil. Es ist anstrengend und tut ihm gut, und dann schläft er in den Tag hinein.

Georg Hermann Holländer lebt und arbeitet in Berlin. Der Text ist ein Vorabdruck aus seinem Roman „Der eine Sohn“ (Aphaia-Verlag, 170 Seiten, 17 Euro).